

Imperium als Mission

Rom und Amerika im Vergleich

Von Peter Bender

Der US-amerikanische Publizist Charles Krauthammer schrieb vor einiger Zeit, seit dem Römischen Reich habe es kein Land gegeben, das global „so übermächtig war, kulturell, wirtschaftlich, technisch und militärisch“ wie gegenwärtig die Vereinigten Staaten.¹

Was aber wird aus Weltmächten, die alle anderen Staaten, Bünde und Mächte unerreichbar überragen? Zweierlei Zukunft ist möglich: Entweder entwickeln sie sich zum Herrscher der Welt, oder sie werden allmählich von anderen eingeholt und sind dann nur noch Weltmacht, aber nicht mehr die einzige, alle anderen überragende.

Rom nahm den Weg zur Weltherrschaft, aber das geschah ohne Absicht, dauerte anderthalb Jahrhunderte und kostete das Blut verheerender Bürgerkriege, denn der römische Staat musste sich von Grund auf verwandeln: Aus der Adelsrepublik musste eine Monarchie werden und aus dem Stadtstaat mit verstreutem Kolonialbesitz ein Weltreich.

Eine Adelsrepublik lebt von der Gleichheit ihrer Mitglieder und deren Einordnung in das gemeinsame Ganze, aber beides gelang im Falle Roms seit dem 2. Jahrhundert v.u.Z. immer weniger. In den Provinzen herrschten die Nobiles fast wie Könige, und fast wie Könige wurden sie als Heerführer und Kommissare in den hellenistischen Ländern behandelt, mit Standbildern und Altären wie Götter verehrt. Draußen konnten sie beinahe alles tun, was sie wollten, zu Hause sollten sie wieder einer unter vielen sein. Draußen konnten sie aus der Kriegsbeute der Besiegten und durch Erpressung der Untertanen riesige Vermögen anhäufen, zu Hause sollten sie nach alter Väter Sitte streng, maßvoll und bescheiden bleiben. Draußen begegneten sie der griechischen Aufklärung und der Relativierung aller Werte, zu Hause sollten sie immer noch glauben und denken wie einst die Vorfahren. Ihr Selbstgefühl stieg durch die großen Aufgaben, die sie in fernen Ländern bewältigten, und ihre persönliche Macht wuchs durch die Ergebnisse ihrer Heere, die zu Berufssarmeen geworden waren, mehr ihrem Feldherrn verbunden als dem Staat.

So wurde das 1. Jahrhundert v.u.Z. zur Zeit der großen Gestalten, des Marius und Sulla, des Pompeius und Caesar, des Antonius und Octavian. Und es wurde zugleich zur Zeit des Zerfalls der ungeschriebenen Gesetze, deren

* Der Beitrag basiert auf dem in Kürze bei dtv erscheinenden Buch des Autors „Weltmacht Amerika – Das Neue Rom.“

¹ „New York Times“, 2.4.2002.

Befolgung Rom groß gemacht hatte. Unter den Ansprüchen des Einzelnen ging die gemeinsame Sache, die *res publica*, allmählich zu Grunde.

Schon bevor Rom zur Monarchie wurde, entschieden Einzelne über seine Verfassung. Lucius Cornelius Sulla, der Sieger im ersten Bürgerkrieg, machte sich zum Diktator auf Zeit und restaurierte die Republik, aber der künstliche Bau hielt nicht lange. Caesar, der Sieger im zweiten Bürgerkrieg, machte sich zum Diktator auf Lebenszeit und zerstörte die Republik, wurde aber ermordet. Octavian, der Sieger im dritten Bürgerkrieg, restaurierte die Republik und errichtete teils neben, teils über ihr die Monarchie.

Roms erster Kaiser gab sich als der erste Bürger, der Princeps. Er schuf kein Sonderrecht für den Monarchen, sondern übernahm dauerhaft die Befugnisse zweier republikanischer Ämter, des prokonsularischen Imperiums und des Volkstribunats. Damit sicherte er sich den Oberbefehl über die Heere der Grenzprovinzen und alle wesentliche Initiative und Entscheidung im Staat. Octavian, der seit 27 v.u.Z. Augustus, der Erhabene, genannt wurde, war Roms größter Staatsmann, denn er überwand den Gegensatz zwischen Republik und Reich, an dem der Staat zu zerbrechen drohte. Er bändigte und pflegte die Republik, aber übernahm die Aufgaben, denen sie nicht gewachsen war, es war der wichtigere Teil, der auch die Machtmittel enthielt. Augustus rettete Rom und gab ihm ein zweites Leben, indem er das Unvereinbare, den Stadtstaat und dessen weltweite Eroberungen, zu einem Reich zusammenfügte.

Augustus brachte zum Abschluss, was – wie alles Römische – in einem langen Prozess sich herausgebildet hatte. Das Imperium entstand aus offensiver Verteidigung, die zu Eroberungen führte, aber nicht zu staatlicher Form.

Bis zu Pompeius, der den Osten bis nach Syrien unterwarf, und Caesar, den Eroberer von Gallien, war die Errichtung von Provinzen nirgendwo das Ziel, sondern nur ein letzter Notbehelf in Ländern, die man nicht sich selbst überlassen konnte, weil sie nicht zur Ruhe kamen oder weil sie zu Heimstätten ständiger Unruhe geworden waren. Doch der Notbehelf erwies sich immer öfter als notwendig. Rom hatte das politische Leben in vielen Regionen erstickt und war nun gezwungen, selbst stabile Verhältnisse zu schaffen. Dabei entstand ein Flickenteppich aus Provinzen, die keine Einheit bildeten und auch nicht bilden sollten, aber schon zu Elementen einer Einheit wurden. Ein Imperium entstand, das niemand plante und wollte. Ihrer Herrschaft und ihres Glanzes waren sich die Römer wohl bewusst und stolz darauf, aber dass Herrschaft mehr ist als Aufsicht und Ausbeutung, dass sie eine politische Form braucht und am Ende eine staatliche Gestalt – all das lag auch Mitte des 1. Jahrhunderts v.u.Z. noch außerhalb der Vorstellung.

Pompeius und Caesar waren Imperialisten, was nicht heißt, dass ein Imperium ihr Ziel war, sie schufen nur weitere Voraussetzungen dafür. Erst Augustus erfasste Roms Herrschaftsgebiet als ein Ganzes, das eine Ordnung, Organisation und Rechtfertigung brauchte und eine Form haben musste, ein abgerundetes Territorium und feste Grenzen. Augustus traf Vorkehrungen dafür, dass die Provinzen nicht weiter privatem Gewinnstreben ausgeliefert, sondern verwaltet wurden. Er ergänzte das Recht des Eroberers durch die

Fürsorge des Friedensstifters. Nach den Verwüstungen der ewigen Bürgerkriege herrschte eine überwältigende Sehnsucht nach Frieden und gesicherten Verhältnissen. Beides gewährte Augustus, Römer und Provinzen dankten es ihm, die *Pax Augusta* legitimierte die Alleinherrschaft.

Amerikanisches Empire?

Rom musste sich, nachdem es zur einzigen, alle beherrschenden Weltmacht aufgestiegen war, verwandeln. Müssen die Vereinigten Staaten das ebenfalls und vielleicht ebenso, nachdem sie einen vergleichbaren Status erreicht haben? In Amerika hat darüber eine lebhaftige Debatte begonnen, die um die gleichen Veränderungen kreist, die Rom durchlief: Wird aus der Vormacht großer Bündnisse ein Imperium? Aus der Republik eine Monarchie?

Gefragt wird: Ist Amerika ein Empire oder jedenfalls ein Empire im Entstehen? Soll es ein Empire werden oder muss es sich einer Entwicklung dazu widersetzen? Bisher war Empire ein Unwort, aber kann ein amerikanisches Empire vielleicht nützlich oder sogar nötig sein? Bisher war auch *Pax Americana* ein verpönter Begriff, aber ist ein Frieden, den Amerika erzwingt, nicht ein Segen? Bisher war es eine Beleidigung, wenn andere die Amerikaner Imperialisten nannten, aber trifft es vielleicht einen Sachverhalt, der auch seine guten Seiten hat? All das mündet in die entscheidende Frage: Kann Amerika Republik und Demokratie bleiben, wenn es ein Empire wird? Oder schließt eines das andere aus?

Soweit hier nicht nur um Worte gestritten wird, handelt es sich um Fragen von gleicher Bedeutung und gleichem Ernst wie in der großen Debatte zu Beginn des Zweiten Weltkriegs. Heute geht es wie damals darum, wie Amerika Amerika bleiben kann: indem es fortschreitet auf dem Weg, den es eingeschlagen hat, oder indem es innehält und sich auf die Grundsätze besinnt, denen es bisher gefolgt ist? Damals wurde gestritten, ob sich die Nation durch Eingreifen in die Welt oder durch Abstand von der Welt bewahren kann, heute steht nicht mehr ein Eingreifen in die Weltpolitik zur Debatte, sondern deren Beherrschung.

Die Advokaten eines *American Empire* sagen, eine anarchische Welt mit Terroristen, Schurkenstaaten und Massenvernichtungswaffen verlange eine global dominierende Kraft, und das könne nur Amerika sein. Amerikaner können sich, so Robert Kagan, „eine stabile und erfolgreiche Weltordnung“ nur vorstellen, wenn „in deren Zentrum die USA stehen“ und wenn sie „mit militärischer Macht verteidigt wird, besonders amerikanischer Macht“.² Der Vergleich mit Rom bietet sich an. Robert Kaplan, ein welterfahrener Journalist, ermuntert die Führer Amerikas, die alten Historiker zu lesen „für hilfreiche Hinweise, wie man die Welt steuern muss“. Kaplan schreckt sogar vor Kaiser Tiberius nicht zurück: Er sei so etwas wie ein Despot gewesen, aber er

2 Robert Kagan, *Macht und Ohnmacht, Amerika und Europa in der neuen Weltordnung*, Berlin 2003, S. 110. Vgl. auch ders., *Macht und Schwäche. Was die Vereinigten Staaten und Europa auseinander treibt*, in: „Blätter“, 10/2002, S. 1194-1206.

„verband Diplomatie mit Gewaltanwendung, um einen Frieden zu bewahren, der nützlich war für Rom“.³

Wie Präsident Bush jr. der gewachsenen Macht seine Politik anpasst, so passen Professoren und Publizisten der Macht die Sprache an und damit das Denken. Henry Kissinger hingegen warnt: „Die Straße zum Empire führt zum inneren Niedergang, denn mit der Zeit höhlt der Anspruch der Allmacht die innenpolitische Zurückhaltung aus. Kein Reich hat die Straße zum Cäsarismus, zur Autokratie, vermieden – es sei denn, es hat, wie das britische Weltreich, die Macht abgegeben, bevor dieser Prozess einsetzen konnte.“ Kurz danach der entscheidende Satz: „Ein bewusstes Streben nach Hegemonie ist der sicherste Weg zur Zerstörung der Werte, die Amerika groß gemacht haben.“⁴

Dem „europäischen“ Amerikaner halten die geborenen Amerikaner entgegen, was sie schon mit der Muttermilch aufgenommen haben: Amerika ist grundlegend anders als alles, was je auf der Welt war. Amerika werde Republik und Empire durchaus vereinen können, denn ein amerikanisches Imperium werde, anders als alle früheren, ein wohlwollendes Empire sein, das nicht unterdrückt, sondern beglückt. Ein anderer „europäischer“ Amerikaner, Zbigniew Brzezinski, hingegen zweifelt: „Nie zuvor hat eine wirklich im Volk verankerte Demokratie die internationale Politik dominiert. Machtstreben verträgt sich im Grunde ebenso wenig mit demokratischer Gesinnung wie die wirtschaftlichen Kosten und menschlichen Opfer, die zu seiner Ausübung nötig sind. Eine demokratische Gesellschaft lässt sich nicht so leicht für imperialistische Zwecke einspannen.“⁵

Über den Ausgang des Streits, also über die künftige Entwicklung der Vereinigten Staaten, lassen sich nur Mutmaßungen anstellen. Die USA stehen erst am Anfang eines Weges, dessen Länge und Verlauf niemand kennt; es ist nicht einmal sicher, ob er immer noch aufwärts oder allmählich abwärts gehen wird. Vergleichbar sind heute nur das Amerika der Gegenwart und das Rom der Kaiserzeit. Dabei kann es sich nur um eine Momentaufnahme handeln, in der die ersten beiden Jahrhunderte des Imperium Romanum neben dem American Empire zu Anfang des 21. Jahrhunderts stehen. Aber was ist dieses Empire?

Amerikas gegenwärtige Macht erstreckt sich auf alles, was man den „Westen“ nennt. Zunächst Europa, so weit die NATO reicht, dann die Erbschaft des britischen Weltreiches, vor allem Kanada, Australien und Neuseeland. Hinzu kommen die Türkei und Israel sowie Japan, Südkorea und die Philippinen. All diesen Ländern garantiert Amerika ihre Sicherheit und erhält dafür ihre feste Loyalität. Fast alle sind ihm als überzeugte, bewährte Demokratien verbunden und bilden, was man das American Empire nennen kann: eine von Washington geführte und dominierte Gemeinschaft, die von amerikanischer Übermacht, von Sicherheitsinteressen und einem gleichen politisch-wirtschaftlichen „System“ zusammengehalten wird.

3 „New York Herald Tribune“, 2.4.2002.

4 Henry Kissinger, Die Herausforderung Amerikas. Weltpolitik im 21. Jahrhundert, München 2002, S. 371 f.

5 Zbigniew Brzezinski, Die einzige Weltmacht. Amerikas Strategie der Vormacht, Weinheim und Berlin 1997, S. 300.

In einem weiteren Sinne umfasst Amerikas Empire viele Staaten auf fast allen Erdteilen: Die Länder Lateinamerikas in sehr unterschiedlichem Maß der Verflechtung und Verpflichtung, in der arabischen Welt Jordanien, Ägypten, die Golfstaaten und wohl immer noch Saudi-Arabien. In Südostasien darf man Thailand, Malaysia und Singapur hinzurechnen. Dieser äußere Kreis wird nicht durch Überzeugungen, sondern durch Interessen zusammengehalten. Seine Mitglieder sind größtenteils wirtschaftlich und technisch mehr oder minder auf Amerika angewiesen; viele verkauften militärische Stützpunkte, manche brauchen Rückhalt gegen ihre Nachbarn und Feinde. Während der innere Kreis des Empire von festen Bindungen lebt, sind diese Interessen meist flüchtig und können sich schnell ändern.

Ähnlichkeiten: Anspruch ohne Grenzen

Offenkundig gibt es Ähnlichkeiten zwischen den Vereinigten Staaten von heute und dem Römischen Reich seit Augustus. Da ist zunächst ein universaler Anspruch, der jedoch im Widerspruch steht zur politischen Reichweite. Vergil ließ im National-Epos Roms den Göttervater Jupiter sagen, er habe den Römern ein Imperium *sine fine* gegeben, eine Herrschaft ohne Grenzen (Aeneis 1,279). Doch das war Dichtung und nicht Wahrheit – schon Augustus, der Gründervater des Kaiserreiches, zog Grenzen. Er hatte als Eroberer begonnen, unterwarf mit Hilfe seiner Feldherren sogar mehr Völker als seine Vorgänger und Nachfolger, füllte territoriale Lücken und rundete das Reichsgebiet zu einem großen Ganzen. Doch dabei beließ er es.

Der Anspruch auf Weltherrschaft hielt sich jedoch. Alle Kaiser empfanden und präsentierten sich als Herrscher des gesamten Erdkreises, auch die friedfertigsten versuchten, hier und da ein Stück hinzuzugewinnen, um den Anspruch zu demonstrieren. 100 Jahre nach Augustus erlag Kaiser Trajan noch einmal dem Traum, Alexanders Werk zu vollenden und Roms Imperium auf Persien oder sogar bis nach Indien auszudehnen. Sein Nachfolger Hadrian korrigierte die Anmaßung sogleich, von wenigen Ausnahmen abgesehen hielten sich auch alle späteren Kaiser in den Grenzen, die Augustus gezogen hatte. Das Imperium Romanum war ein Weltreich, das wusste, wie weit seine Welt reichte.

Amerikas Missionsauftrag kennt hingegen keine Grenzen, die Welt wird erst vollkommen, wenn sie denkt und lebt wie Amerika. Aber das ist Ideologie und nicht Wirklichkeit. Auch Woodrow Wilson sprach zwar von der Welt, die *safe for democracy* gemacht werden solle, aber seine Politik beschränkte sich unvermeidlich auf Europa.⁶ Seit Franklin Roosevelt erweiterten die Präsidenten Amerikas Macht auf alle Kontinente, doch obwohl niemals Grenzen gezogen wurden, bestanden und bestehen sie.

Russland, Indien, Indonesien und China bleiben tabu für Washington – selbst Chinas Interessenzonen muss es beachten und kann in das atomwaffenverdächtige Nordkorea heute so wenig einmarschieren wie 1950. Von Afrika

6 Vgl. auch Frank Unger, *Freihandels-Imperialismus. Von der Pax Britannica zur Pax Americana*, in: „Blätter“, 10/2004, S. 1186-1196.

hält es kluge Distanz, jedes größere Engagement würde mehr Kräfte verschlingen als Gewinn einbringen. Wie Roms Imperium kann Amerikas Empire nur einen Teil der Welt umfassen, aber wie in Rom blieb der universale Anspruch erhalten; er bestimmt die praktische Politik nicht, kann aber mobilisiert werden, um praktische Politik zu beflügeln und zu rechtfertigen. Amerika sei „keine imperiale Macht“, sondern eine „Macht der Befreiung“, sagte Präsident Bush jr., es sei „berufen“, die „Welt zu verändern“.

Militärische Macht

In allen Imperien der Weltgeschichte ruht die Macht auf dem Militär, so auch in Rom und Amerika. Die Soldaten haben nicht das erste, wohl aber das letzte Wort, wenn die anderen Herrschaftsmittel versagen. In Rom galt das sogar für die Innenpolitik, die Legionen garantierten die Herrschaft der Kaiser, Gegenkaiser gelangten nur auf ihren Thron, wenn sie die stärkeren Legionen hatten. In Amerika ist es nur militärischer Ruhm, nicht militärische Macht, die Generäle Präsident werden lässt, ein Unterschied, dessen Bedeutung kaum zu überschätzen ist.

Imperien brauchen stehende Heere. Rom hatte endlose Grenzen zu schützen, was seit dem Ende des 2. Jahrhunderts zur Hauptaufgabe des Staates wurde und das Heer zur Hauptmacht im Staat werden ließ. Amerika sorgt, gleich wer regiert, dafür, militärisch uneinholbar zu bleiben. In 130 Ländern verfügte es Anfang des 21. Jahrhunderts über rund 750 militärische Niederlassungen, seine ständig weiterentwickelte Militärtechnik bringt wahre Wunderwerke hervor. Aber selbst im technischen Zeitalter ist Technik nicht alles. Sie garantiert den schnellen Sieg, nicht aber die militärische Sicherung des Sieges. Um ein Land zu besetzen und dauerhaft zu kontrollieren, sind Soldaten nötig, die den Kleinkrieg bestehen, Wache schieben, Patrouille fahren, Partisanen aufspüren. In Afghanistan und im Irak wurden die Stärken wie die Schwächen der amerikanischen Militärmacht überdeutlich.

Wichtiger noch als die Waffen sind die Menschen, Wehrkraft ist eine Frage der Rekrutierung. Rom und Amerika gingen hier im Laufe der Zeiten den gleichen Weg. Er führte von der Wehrpflicht des Staatsbürgers zum Wehrdienst des kleinen Mannes, der beim Militär Auskommen und Aufstieg erhoffte – und schließlich zur Suche nach Hilfsvölkern. Dem Legionär der frühen Römischen Republik, der sich auf eigene Kosten ausrüstete, folgten ärmere, die das nicht konnten, aber gebraucht wurden. Später dienten römische Bürger aus den Provinzen und dann nicht-römische Provinzbewohner, die nach 25 Jahren Militärzeit römische Bürger wurden. In der späten Kaiserzeit verteidigten großenteils Germanen unter germanischen Heerführern das Reich gegen Germanen.

Im 19. Jahrhundert und in den beiden Weltkriegen kämpften Amerikaner aller sozialen Schichten, danach wuchs der Anteil der Ärmere, besonders der Farbigen. Seit dem Ende des Kalten Krieges bemüht sich Washington um nicht-amerikanische Helfer. Es versucht, die NATO in ein Werkzeug für seine

Politik umzugestalten und wirbt Hilfstruppen zur Besetzung Afghanistans und des Irak in Europa, Lateinamerika, Indien, Japan und Korea.

Zivile Macht

Herrschaft beruht nicht nur auf Gewalt und der Drohung mit Gewalt, langfristig ist wirksamer, was der Politologe Joseph S. Nye *soft power* nennt, die weiche Gewalt, die wirtschaftlich und technisch Abhängigkeiten schafft und kulturell überzeugt oder gar überwältigt. Die Vereinigten Staaten produzieren mehr als ein Viertel dessen, was in der Welt produziert wird. Sie können rüsten, ohne ihre wirtschaftliche Potenz zu verringern, ihre Verteidigungsausgaben sind so groß wie die der nächsten 12 oder sogar 15 Staaten zusammen. Sie bewahren auch ihren technischen Verstand und die geniale Fähigkeit, Technik nutzbar zu machen.

Ökonomie und Technik waren und blieben die stärksten und bevorzugten Machtmittel der Amerikaner, hier liegt nach wie vor ein wesentlicher Unterschied zu den Römern. Wie schon bei der Eroberung des eigenen Kontinents nehmen die USA zunächst Dollars und greifen erst zu Kugeln, wenn wirtschaftlicher Druck nicht genügt. Sanktionen sind fast immer das erste, das amerikanischen Politikern einfällt, wenn sie etwas verhindern oder durchsetzen oder bestrafen wollen. Anders als das Römische Imperium bindet Amerikas Empire seine Verbündeten und Vasallen mit halb unsichtbaren Fäden ökonomischer und technischer Abhängigkeit an sich.

Erstaunlich gleich erscheinen hingegen die Wirkungen römischer und amerikanischer Kultur. Das Römische Imperium gründete sich jenseits militärischer Kontrolle auf die städtische Lebensform und lebte im Westteil des Reiches von der Bindekraft der lateinischen Sprache. Tacitus hat beschrieben, wie die Römer unterentwickelte Völkerschaften zwangen, drängten und lockten, Städte zu bauen und sich der Zivilisation zu erfreuen, er schilderte es am Beispiel seines Schwiegervaters Agricola: „Um die verstreut wohnenden, rohen und darum leicht zum Krieg geneigten Menschen durch Wohlleben an Ruhe und Frieden zu gewöhnen, forderte er sie persönlich auf, Tempel, Marktplätze und Häuser zu errichten, und half ihnen dabei mit Staatsmitteln. Er ließ sogar die Söhne von Adligen in die höhere Bildung einführen – eben hatten sie sich noch geweigert, die römische Sprache zu lernen, nun strebten sie nach lateinischer Beredsamkeit. Auch unsere Kleidung wurde beliebt und die Toga gebräuchlich. Allmählich verfiel man den Verlockungen des Lasters: Säulenhallen, Bädern und glanzvollen Gelagen. Bei den Unerfahrenen hieß das Kultur, aber war doch Teil der Knechtschaft“ (Tacitus Agricola 24). Was Tacitus nur als Herrschaftsmethode beschrieb, war zugleich Kultivierung durch Romanisierung. Dem römischen *way of life* gelang damit vor 2 000 Jahren, was heute der *American way of life* teils versucht, teils erreicht: einen faszinierenden Lebensstil zu kreieren, der im einen Fall von künstlichen Bädern bis zu den Feinheiten der Redekunst sich erstreckte, im anderen von McDonald's bis Harvard.

Wohlstandsinseln und Frieden

Das Imperium Romanum war eine große Wohlstandsinsel innerhalb der antiken Welt, das American Empire im engeren Wortsinn ist es für die ganze Welt. Was immer es an Elend und Missständen innerhalb des Westens gibt, der Arme hier ist immer noch wohlhabend im Vergleich zu den Elendszonen in Asien, Afrika und Lateinamerika. Die Bewohner der ärmsten römischen Provinzen standen sich meist besser als die Völkerschaften jenseits des Limes.

Wohlstandsgebiete wirken wie Magnete: Wer draußen ist, will hinein. Not treibt ihn oder der Wunsch nach besserem Leben, Abenteuerlust oder die phantastischen Geschichten von den paradiesischen Verhältnissen jenseits der Sperrmauer. Und wenn die Not unerträglich wird, ist jedes Mittel recht, Gewalt oder List, Sturm auf die Grenze oder die Suche nach Schleichwegen ins gelobte Land. Die Regenten dort geraten unter Druck. Sie wollen die Eindringlinge fern halten und erfahren, dass sie es nur in begrenztem Maße können. Sie müssen entscheiden, wie weit die Zuwanderer eine Bereicherung sind und wann sie zum Sprengsatz werden. Sie begegnen einer überlegenen Vitalität, die sie gleichermaßen brauchen und fürchten und die mit der Zeit die eigene Gesellschaft oder sogar den Staat verändert. Das Römische Kaiserreich hat diesen Prozess vom Anfang bis zum bitteren Ende durchlaufen, das amerikanische Empire erlebt erst Anfänge.

Die Germanen, die über die Rhein- und Donaugrenze ins Römische Reich einsickerten, bildeten keine Gefahr, der Staat behielt die Kontrolle und zog sogar seinen Nutzen, indem er kräftige und furchtlose junge Männer zu Soldaten machte. Mit der Zeit veränderte sich aber der Charakter der Armee, die römischen Züge schwanden, die barbarischen verstärkten sich, sie taten es um so mehr, je dringender die Armee gegen die Germanen gebraucht wurde, die sich zu großen Stämmen zusammenschlossen und gegen die Reichsgrenzen anrannten. Der Staat militarisierte sich, die sich barbarisierende Armee barbarisierte allmählich auch den Staat.

Der Verfall der antiken Kultur hatte viele Ursachen. Der Zwang, das Reich im Norden und dann auch im Osten und Süden gegen immer neu andringende Feinde zu schützen, trug in hohem Maße zum Niedergang bei. Bei den Einfällen im 3. und 4. Jahrhundert handelte es sich noch um große Raub- und Plünderungszüge, mit ihrer Beute verließen die Eindringlinge das Land wieder. Seit dem 5. Jahrhundert aber blieben sie, setzten sich fest, wanderten manchmal weiter, um sich in anderen Provinzen festzusetzen. Der Rechtsform nach bestand das Reich fort, doch auf seinem Boden entstanden germanische Staaten oder staatenähnliche Gebilde. Aus römischer Sicht handelte es sich um Soldatensiedlungen in kaiserlichem Dienst und um Könige im Range eines römischen Generals. Politisch aber war der Westteil des Imperiums an sein Ende gekommen, die ungeheure Anziehungskraft der Wohlstands- und Kulturregion war ihm zum Schicksal geworden.

Die amerikanisch-europäische Wohlstandszone ist heute militärisch nicht bedroht, ihr Problem ist die schleichende Einwanderung. An den Grenzen der Vereinigten Staaten zu Mexiko und an den Außengrenzen der EU spielen sich

Kämpfe und Tragödien ab, wie wir sie ebenso an den Grenzen des Römischen Reiches vermuten können. Die Mexikaner, die ins nördliche Nachbarland einwandern oder eindringen, vollziehen dabei eine *Reconquista*, sie erobern schrittweise das Land zurück, das die USA ihnen in zwei Kriegen Mitte des 19. Jahrhunderts abgenommen haben. Sogar die Methode ist zum Teil die gleiche: US-Siedler hatten zuerst legal, dann illegal, das mexikanische Texas okkupiert, dort die Mehrheit gebildet und in einem Aufstand, unterstützt von Washington, 1836 die Unabhängigkeit erkämpft. Jetzt sickern, teils legal, teils illegal, Mexikaner (und andere Lateinamerikaner) in die ehemals mexikanischen Gebiete ein, bilden dort regionale Machtfaktoren, in Los Angeles schon fast die Hälfte der Bewohner. Unter mexikanischen Fahnen demonstrieren sie für soziale Forderungen, verlangen Spanisch als zweite Landessprache und schaffen ein Problem, das die Vereinigten Staaten noch nie hatten: Als erste Einwanderungsgruppe sind sie zu großen Teilen nicht mehr bereit, sich zu assimilieren.

Jedes Imperium ist genötigt, innerhalb seiner Grenzen für Frieden zu sorgen, Herrschaft duldet keine Untertanen, die Krieg gegeneinander führen. Meistens wird der Frieden durch Unterdrückung erkaufte, die Sowjetunion gab das jüngste Beispiel: Sie garantierte Ruhe in ihrem Machtbereich, doch die Lasten ihrer Herrschaft wogen zu schwer, um auf die Dauer ertragen zu werden. Nach ihrem Ende brach an vielen Stellen Krieg oder Bürgerkrieg aus.

Das Römische Kaiserreich und die USA bildeten segensreiche Ausnahmen im Kreise der Imperien, sie schufen und sicherten lange Frieden und blieben doch für die Unterworfenen und Abhängigen erträglich. Rom legitimierte seine Herrschaft und Amerika rechtfertigt seine Macht und den Machtgebrauch mit der Aufgabe, Rebellen, Aggressoren und Terroristen niederzuzwingen. Die Kaiser ließen keine bewaffnete Auseinandersetzung im Reich zu, Amerika lehnt zwar ab, Weltpolizist zu sein, muss und will die Rolle aber dennoch oft übernehmen. Nur amerikanische Präsidenten, Minister oder Sonderbotschafter haben Aussicht, streitende Parteien allein durch ihr Wort oder wenigstens durch geduldige Vermittlung zur Ruhe zu bringen. Israel und Palästina liefern die meisten Beispiele für Erfolg und Misserfolg. Aber auch wo sie scheiterten, blieben die Vereinigten Staaten die letzte Hoffnung, Massenmord und -vertreibung zu beenden, Annexionen rückgängig zu machen, unerträgliche Regime zu stürzen, Frieden zu erzwingen.

Von Amerikanern könnte stammen, was der römische Feldherr Cerialis einst aufständischen Galliern zurief: „Wenn, was die Götter verhüten mögen, die Römer vertrieben werden, was anderes würde daraus entstehen als Kriege aller Völker untereinander!“ Roms Herrschaft könne nicht zerstört werden ohne den Ruin der Zerstörer (Tacitus Historien 4,74,3).

Unbegrenzt blieb jedoch Roms wie Amerikas Frieden nicht. Die Pax Romana schützte das Imperium vor inneren und äußeren Feinden, hatte aber ein Ende, wenn der Kaiser selbst auf Krieg ausging, entweder wie Trajan zu großer Eroberung oder zum Kampf mit einem Gegenkaiser; in den 50 Jahren von 235 bis 284 riefen die Grenzarmeen über 40 Kaiser aus, die mit den Waffen ausfochten, wer der Herrscher sein sollte.

Die Pax Americana schützte den Westen gegen den sowjetischen Osten und garantierte den – ohnehin nicht gefährdeten – Frieden innerhalb der westlichen Welt. Sie hatte ein Ende, wenn die Amerikaner selbst einen Krieg begannen, manchmal zur Abwehr oder Rückgängigmachung einer Aggression wie in Korea 1950 und im Irak 1991, manchmal zur Beendigung eines Bürgerkrieges wie im Kosovo 1999, manchmal zur „Befreiung“ und „Demokratisierung“ eines Landes: Die Beispiele Vietnam und Irak 2003 zeigten, dass die USA Kriege nicht nur verhindern oder beenden, sondern auch verursachen. Imperien schaffen Frieden so lange, wie sie selbst Frieden halten, anders war es bei Rom nicht, und anders kann es nicht sein, wenn Richter und Polizist identisch sind.

Unterschiede: Imperium und Demokratie

Die USA waren jedoch allezeit eine behinderte Imperialmacht. So wenig es in ihrer Geschichte an Gewalttätigkeit fehlte, so wenig fehlte es an Opposition dagegen. Der Kolonialkrieg auf den Philippinen 1898 stieß auf die gleiche Mischung aus moralischen Skrupeln, politischen Bedenken und Überdruß wie später der Vietnamkrieg. In den Ersten Weltkrieg gerieten die Amerikaner nicht ohne Schuld, aber wider Willen, und in den Zweiten mussten sie von Roosevelt erst mühsam hineinmanipuliert werden. Nur die Vorstellung, Amerika selbst sei lebensgefährlich bedroht, ließ die Bereitschaft wachsen, gegen Hitler in den Kampf zu gehen. Nur die Furcht vor der weltrevolutionären Sowjetunion mit Interkontinentalraketen erklärt die jahrzehntelange Ausdauer im Kalten Krieg. Es bedurfte dramatischer Überfälle auf Amerika, um die Nation geschlossen hinter ihrem Präsidenten zu einen, wie es nach Pearl Harbor und dem 11. September 2001 geschah.

Die Amerikaner ziehen bereitwillig in den Krieg, wenn sie in Gefahr sind oder glauben, es zu sein. Sie sind zu großen Anstrengungen und Opfern fähig, aber nur so lange, wie die Gefahr anhält, danach streben sie ungeduldig zur Rückkehr in die „Normalität“. Vielleicht ist das die „normale“ Einstellung des Menschen zum Krieg. Aber es gibt gewichtige Unterschiede, und der Vergleich mit Rom lässt die Haltung der Amerikaner deutlich hervortreten.

Auch die römische Volksversammlung sträubte sich 264 und 190 v.u.Z., Kriege zu beschließen, die nicht, jedenfalls für jedermann erkennbar, eine Gefahr abwenden sollten. Doch in beiden Fällen gelang es interessierten Senatsgruppen, den Widerstand bald zu überwinden. Was immer dabei den Ausschlag gab, die Römer waren Krieg gewöhnt, die Amerikaner sind es nicht. Die Römer führten Krieg mit der Härte eines Kriegervolkes, ohne Rücksicht auf Verluste, wenn militärische Notwendigkeit es gebot. Die Amerikaner stellen ihre ganze Kriegführung darauf ab, ihre Leute zu schonen; hohe Verluste in einem Krieg, dessen Sinn nicht jedermann einleuchtet, gefährden die nächsten Wahlen. Die römischen Imperatoren konnten sich imperiale Kriege leisten; amerikanische Präsidenten brauchen schon einen gewaltigen Propaganda-Apparat, um auch nur Landesverteidigung zu begründen.

Am Ende läuft alles auf den Unterschied zwischen Monarchie und Demokratie hinaus. Um ein Imperium zu schaffen und zu lenken, bedarf es einer konsequent imperialen Einstellung. Für die römischen Kaiser war Weltherrschaft Amtspflicht und -legitimation. In Amerika ist höchst umstritten, ob man ein Empire ist oder werden soll; schon die Rolle eines Weltpolizisten, so nötig sie oft erscheint, wird mehr gescheut als angenommen. So stolz auch der Durchschnittsamerikaner ist, der ersten Nation der Welt anzugehören, und so entschieden er wünscht, den ersten Platz zu behalten – dafür in den Krieg zu ziehen, immer neue Milliarden für Besatzung und Nation-Building in anderen Erdteilen zu geben und in den Ruf eines Neokolonialisten zu geraten, widerstrebt der Mehrheit und auch Teilen der politischen Elite. Amerika hat den Willen zur Macht, aber nicht, oder nur gebrochen, den Willen zu imperialer Herrschaft, der das kaiserliche Rom auszeichnete.

Ein starker Präsident kann sich in Ausnahmezeiten gegen alle Widerstände durchsetzen, aber kaum auf Dauer; bisher jedenfalls war die amerikanische Demokratie zu ihrem Glück und dank ihrer Selbstheilungskräfte außerstande, kontinuierlich zielstrebig imperiale Politik zu verfolgen.

Herrschaft und Vorherrschaft

Die Welt der Antike umfasste den Mittelmeerraum, Westeuropa und den Balkan; die Welt unserer Tage umfasst den ganzen Globus. Rom hatte 400 Jahre lang keine gleich starke und gleich ehrgeizige Gegenmacht; Amerika sieht seine künftigen Rivalen bereits vor sich, China, später Indien, vielleicht ein wiedererstarktes Russland. „Amerika als die führende Weltmacht hat nur eine kurze historische Chance“, schreibt Brzezinski, nicht viel mehr als eine Generation bleibe ihm Zeit, seine Stellung überall auf der Welt zu festigen, um künftigen Herausforderungen möglichst lange gewachsen zu sein.⁷

Wichtiger noch erscheint der Unterschied der Herrschaftsformen. Die Römer machten aus den riesigen Territorien, über die sie Macht hatten, ein Reich, das sie zentral regierten und einheitlich verwalteten. Die Amerikaner haben gar keine Provinzen, die sie nötigen oder ihnen ermöglichen könnten, zu einem Reich zusammengefasst zu werden. Washington kann die Europäer, Kanadier, Australier und Japaner nicht mit Prokonsuln regieren, um sie dann nach gehöriger Einübung Bürger der Vereinigten Staaten werden zu lassen.

Die Römer regierten ein Reich, bürokratisierten es am Ende bis zum spätantiken Zwangsstaat. Die Amerikaner müssen herrschen, ohne zu regieren, müssen sehen, wie sie ihre Ziele ohne staatliche Befugnisse durchsetzen. Rom legte Steuern auf, Amerika fordert *burden sharing*, Lastenausgleich. Die Kaiser hoben die *auxilia*, die fremden Hilfstruppen, aus, exerzierten sie nach römischen Regeln und gliederten sie ihren Legionen an. Die US-Generäle drängten zwar auf Angleichung der verbündeten Streitkräfte an amerikanische Reglements und Technik, aber es bleiben fremde, anders erzogene Verbände; ob und wie weit sie zur Verfügung stehen, wird nicht in Washington

⁷ Brzezinski, a.a.O., S. 303-306.

entschieden, sondern in den nationalen Hauptstädten. Die Verbündeten können auch einmal nein sagen: im Römischen Imperium gab es das nicht.

Polybios fragte gegen Ende seines Lebens, ob Roms Herrschaft ein Fluch oder ein Segen für die Menschheit sei. Es war beides, zuerst ein Fluch und dann ein Segen. Auf 200 Jahre Unterwerfung und Unterdrückung folgten mehr als zwei Jahrhunderte fast ungestörten Gedeihens. Das 1. und noch mehr das 2. Jahrhundert gehören zu den glücklichsten Epochen der Weltgeschichte.

Den besten Maßstab für die Kraft eines Imperiums gibt die Zufriedenheit seiner Untertanen. Die Leistung des Römischen Kaiserreichs lag darin, dass es die Unterworfenen mit der römischen Herrschaft aussöhnte. Sie wollten lieber unfrei in Frieden und Wohlstand leben, als friedlos, frei und arm zu sein. Aber das war nicht alles. Rom ist gelungen, was ganz selten gelingt: Es schuf nicht nur ein Imperium, sondern pflanzte einer Vielzahl unterworfenen Völker die Überzeugung ein, dass es eine andere staatliche Ordnung gar nicht gebe. Das Imperium schien nicht nur als die einzig mögliche, sondern als die einzig denkbare Form, den Menschen zuteil werden zu lassen, was sie zum Leben brauchten: Frieden, Sicherheit, Gerechtigkeit, ungestörte Verehrung aller Götter, sofern auch dem Kaiser geopfert wurde, und schließlich mit der Zeit auch politische Teilhabe.

In einem Prozess von 200 Jahren ebnete sich der Unterschied zwischen den Bewohnern Italiens und der Provinzen, also zwischen Siegern und Besiegten, ein. Im Jahr 212 waren beinahe alle, die im Römischen Reich lebten, auch römische Bürger. Schon 100 Jahre nach Augustus kamen die Kaiser aus Spanien, später aus Syrien, Afrika, Illyrien. Parallel dazu vollzog sich der Prozess der Urbanisierung und Latinisierung jener Reichsgebiete, die nicht schon griechisch urbanisiert waren. Die städtische Lebensform schuf die hohe einheitliche Zivilisation, die wir in den archäologischen Resten rund um das westliche Mittelmeer finden. Nicht mehr die Legionen hielten dieses Imperium zusammen, sie schützten es nur noch nach außen, Kultur im weitesten Sinn des Wortes schuf die dauerhafte Grundlage eines Reiches, das nicht zuletzt deshalb unterging, weil alle, die außerhalb seiner Grenzen lebten, daran teilhaben wollten.

Die Amerikaner betrachten es sogar als ihre historische Mission, der Welt Frieden, Freiheit und Glück zu bringen. Im letzten halben Jahrhundert waren sie auch sehr erfolgreich. Westeuropa und seit 1990 auch das östliche Mitteleuropa bleiben überzeugt, ohne die Amerikaner nicht auskommen zu können. Obwohl es keine sowjetische Gefahr mehr gibt, fühlen sie sich sicher nur unter amerikanischem Schutz. Das Gleiche gilt für Japan, Südkorea und Taiwan, die für ihre Sicherheit tatsächlich amerikanischen Rückhalt brauchen. Doch große Teile Asiens, nicht nur islamisch geprägte, auch Afrikas und Lateinamerikas verharren in Abstand oder sogar Abwehr gegenüber der erdrückenden Supermacht Amerika und deren ideologischer Botschaft. Auch deren *soft power* ändert daran wenig, man kann Cola trinken und in Harvard studieren und dennoch den US-Imperialismus hassen. Amerikas Stärke ist nach wie vor auch seine Schwäche. Es bleibt zu unbeirrbar überzeugt von

sich, um zu verstehen, dass andere von Grund auf anders denken und empfinden, weil sie von anderen und älteren Kulturen geprägt sind.

Die Unterschiede erscheinen letztlich größer als die Ähnlichkeiten. Hier ein Imperium in der Gestalt eines großen Staates, dort ein großer Staat mit imperialer Macht über viele Länder. Hier eine zentrale Regierung und gleichartige Verwaltungsformen, dort ein Geflecht zwischenstaatlicher, ökonomischer, strategischer und kultureller Beziehungen. Hier ein Kaiser, der sich für das Ganze verantwortlich fühlt oder zur Verantwortung genötigt ist, dort ein Präsident und eine politische Klasse, die – von Weltbeglückungsidealen abgesehen – allein ihrer Nation verpflichtet sind. Hier ein unbedingter Herrschaftswille, gesteigert bis zum Herrscherkult, dort demokratische Beschränkung imperialer Versuchungen und Möglichkeiten.

Um sich wie Rom zum monarchischen Weltherrscher zu verwandeln, fehlen Amerika die Voraussetzungen. Die Vereinigten Staaten verfügen zwar über eine erdumspannende Macht, wie sie noch kein Land jemals hatte, aber Macht ist nicht Herrschaft. Die Welt von heute ist zu groß und vielfältig, um von einem beherrscht zu werden. Und die künftigen Konkurrenten, die in absehbarer Zeit Gleichrangigkeit mit Amerika erreichen werden, sind bereits erkennbar. Wo Amerika herrscht, kann es das nur indirekt, seine Verbündeten sind keine Satelliten. Zu den äußeren Hemmnissen kommen die inneren Hemmungen. Verfassung und Tradition, ebenso die insulare Selbstbezogenheit der großen Mehrheit zwischen den Küstenregionen, erlauben nur ein *Informal Empire*, die lockere, Kräfte sparende und Ruf wahrende Vorherrschaft. Nur ohne direkte Verantwortung, ohne Regierungs-, Verwaltungs- und Fürsorgepflichten bleiben die Vereinigten Staaten fähig, ihre Weltmachtrolle weiter zu spielen. Hier zeigt sich der Unterschied zu Rom am Klarsten: Die Römer mussten Herrschaft organisieren, um Weltmacht zu bleiben; die Vereinigten Staaten müssen auf direkte Herrschaft verzichten, um ihre Weltmachtposition aufrechtzuerhalten.

Amerikas Problem ist seine Größe. Es ist zu stark, um sich in eine überstaatliche Ordnung einzufügen, aber nicht stark genug, um selbst die Welt zu ordnen. In den Augen der Welt wiederum ist Amerika unentbehrlich und unerträglich – unentbehrlich, weil ohne seine heilsame Kraft noch viel mehr Chaos herrschen würde, unerträglich, weil es fast alles kann und daher allzu schnell glaubt, dass es fast alles darf. Damit verwirrt sich auch sein Selbstbild. Die Macht begründet berechtigten Stolz und schafft zugleich Gefahren für die Demokratie. Wie einst die Römische Republik an der Überforderung durch das Weltreich zugrunde ging, so muss Amerika fürchten, über seiner Macht in der Welt sich selbst zu verlieren.

Sein Empire, wenn man es denn so nennt, kann nur ein *Empire light* sein. Amerika erreicht damit lediglich die erste Stufe der Weltmacht: Es kann gegen den Protest der Weltmeinung so ziemlich alles tun, was es will; auch Großstaaten sind außerstande, es zu hindern. Die zweite Stufe der Weltmacht, auf der das Römische Kaiserreich stand, bleibt Amerika jedoch unerreichbar: Es kann nicht alle zwingen zu tun, was es will. Ein Imperium wie das römische zu schaffen, wird Amerika deshalb versagt sein.